

CINDA WILLIAMS CHIMA

Das Vermächtnis der Zauberer

Buch

Die letzten drei Jahre waren für den 16-jährigen Joseph McCauley, genannt Seph, alles andere als ein Kinderspiel. Er wurde von einer Privatschule nach der anderen verwiesen. Dafür kann er jedoch nichts: Seph hat magische Fähigkeiten, doch mangels einer entsprechenden Ausbildung hat er diese nie richtig zu beherrschen gelernt. So stolpert er von einer Katastrophe in die nächste und löst an mehreren Schulen hintereinander Unglücksfälle aus, die nicht immer glimpflich ausgehen. Als er schließlich auf einer Party aus Versehen einen Brand auslöst, wird Seph auf ein abgeschotetetes Jungeninternat geschickt. Gregory Leicester, der sadistische Leiter der Schule und selbst Zauberer, will ihn sogar höchstpersönlich in Magie unterrichten. Doch schon bald ahnt Seph, dass dieser ganz andere Pläne verfolgt ...

Autorin

Cinda Williams Chima schrieb schon zu Schulzeiten ihre ersten Romane, doch leider wurden diese häufig von ihren Lehrern konfisziert. Mittlerweile lebt sie mit ihrer Familie in Ohio und hat sich als Fantasyautorin einen Namen gemacht.

Von Cinda Williams Chima bereits erschienen:

Das Erbe der Krieger (26970)

Cinda Williams Chima

Das Vermächtnis
der Zauberer

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Hans Link

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»The Wizard Heir« bei Hyperion Books for Children, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2015 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Copyright © 2007 by Cinda Williams Chima
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © Isabelle Hirtz, Inkcraft
Redaktion: Waltraud Horbas
ue · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-26971-6

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag.
www.blanvalet.de

Für Rod, der alles verändert hat

PROLOG

Ihr Ziel war ein heruntergekommenes, dreistöckiges Gebäude in einem der noch nicht luxussanierten Teile der Londoner City.

Die umliegenden Straßen waren geräumt worden, und das schmutzige Pflaster schwitzte in der zum Schneiden dicken Luft. Magische Barrieren, fein wie gesponnenes Glas, überlagerten den rußgeschwärzten Ziegelstein. Sie wirkten wie eine Eisskulptur oder eine Märchenburg, in der eine geheime Gefahr verborgen lag.

Ausnahmsweise war der Drache lange genug online geblieben, um seinen Standort ermitteln zu können. Vielleicht hatte er es für ungefährlich gehalten, da er in den frühen Morgenstunden aufgetaucht war.

Sechs geisterhafte Zauberer kamen durch den Vordereingang. Sie hielten ihre Schilde bereit, da sie wussten, dass der Drache sich wehren würde, wenn man ihn in die Enge trieb. Es dauerte keine Minute, bis sie sich davon überzeugt hatten, dass niemand in der Wohnung war, den sie hätten töten müssen.

D'Orsay folgte ihnen. Die Wohnung war schäbig und klein. Das Mobiliar bestand offenbar aus ausrangierten Stücken, die über mehrere Jahrzehnte hinweg zusammengesammelt worden waren. In den Teppich waren so viele Schmutzschichten getreten, dass es unmöglich

war, seine ursprüngliche Farbe zu errahnen. D'Orsay ging durch ein Wohnzimmer und eine Küche in das Schlafzimmer im hinteren Teil der Wohnung. Tastatur und Bildschirm waren noch da, außerdem ein Kabelbaum und ein Wirrwarr von Kabeln. Aber nur ein schwacher Umriss im Staub auf dem Schreibtisch zeigte, wo der Laptop gestanden hatte.

Eine Innentreppe im hinteren Teil führte zum Dach hinauf. Die Wohnung war bestimmt aus diesem Grund gewählt worden, nicht wegen der Einrichtung. Sie stürmten die Stufen hoch und stellten fest, dass das Dach nur von Katzen bevölkert war. D'Orsay musterte das Straßennetz rings um das Gebäude. Nirgendwo regte sich etwas.

Irgendetwas hatte ihn erschreckt. Vielleicht hatte der Einsatz der Magie sie verraten. Er hatte geahnt, dass sie ihn im Netz zurückverfolgten und sich an sämtlichen Online-Sackgassen und falschen E-Mail-Adressen vorbeigeschlichen hatten, die er eingerichtet hatte, um sie in die Irre zu führen.

Oder jemand hatte ihn gewarnt. Das Spionagenetzwerk des Drachen war legendär, und seine Agenten verhielten sich erstaunlich loyal. Monatelang hatte D'Orsay nach der Schwachstelle gesucht, dem losen Ende, mit dem sich das Netz entwirren ließe, wenn man daran zog.

Ein loses Ende. Jemanden, den er zum Kerker in Raven's Ghyll bringen und foltern konnte, bis er die Geheimnisse des Drachen verriet.

Aber er hatte nichts und niemanden entdeckt. Schlimmer noch, es war möglich, dass D'Orsays eigene Organisation unterwandert worden war.

Der frisch eingerichtete Zaubererrat bemühte sich, die jahrhundertealte Blutfehde zwischen den Zaubererhäusern der Roten und der Weißen Rose zu überwinden, damit er sich mit der jüngsten Rebellion der Dienergilden beschäftigen konnte. Eine Beendigung der Fehde wäre schon unter optimalen Bedingungen schwierig; doch es war fast unmöglich, wenn der Drache die Flammen alter Rivalitäten neu entfachte, Gerüchte ausstretete und vertrauliche Korrespondenz im Internet postete.

Das war besonders ärgerlich für jemanden wie D'Orsay, der so viel zu verbergen hatte.

Zauberer brachten sich gegenseitig in den Nebenstraßen von London um, in Schottlands Burgen und in den glitzernden Nachtclubs von Hongkong. Magische Artefakte verschwanden aus Gewölben, Schließfächern und Weinkellern. Obwohl sie traditionell unterwürfig waren, liefen Hexer, Seher und Betörer auf einmal ihren Zauberermeistern davon. Und der Drache hatte bei alledem die Hand im Spiel.

Dies war seit dem Turnier in Raven's Ghyll das dritte Mal, dass sie ihr Ziel knapp verfehlten. Vor sechs Wochen waren sie sich sicher gewesen, dass sie den Drachen in einem Ghetto in São Paulo in die Enge getrieben hatten. Dann waren sie in einen magischen Sumpf geraten, ein Netzwerk aus diabolischen Fallen, die D'Orsays Team von Attentätern dezimiert hatten, so dass der Rat am Ende mit leeren Händen dagestanden hatte. Drei Zauberer tot, und sie waren ihm kein Stück näher gekommen.

D'Orsay erkannte sein Werk, die elegante Schlichtheit der Zauber und Apparate. Der Zauberer hätte geredeso gut seine Signatur über alles kritzeln können.

In jüngster Zeit hatte der Drache ein Dutzend Hexer aus einer Festung in Wales befreit. Das war in dreifacher Hinsicht äußerst ärgerlich gewesen, denn es hatte sich um D'Orsays eigenes Projekt gehandelt. Er hatte gehofft, dass die Hexer, wenn man sie ausreichend unter Druck setzte, vielleicht einige der Geheimnisse der magischen Waffen aus der Vergangenheit wiederentdecken würden.

Sie fanden keine Fotos in der Wohnung, keine persönlichen Dinge, die vielleicht einen Hinweis auf den Bewohner hätten liefern können.

D'Orsay war enttäuscht, wenn auch nicht überrascht. Er war zuversichtlich, die Identität des Drachen zu kennen. Auf jeden Fall machte er kein großes Getue darum, dass er immer Recht haben musste. Aber hier handelte es sich nicht um eine Ratte, die man in einer gewöhnlichen Falle fangen konnte. D'Orsay fühlte sich ohnehin nicht wohl bei derartigen Operationen. Er war Stratege, kein Attentäter. Nur wegen der Macht ihres Gegners und dem Zwang zur Diskretion war er überhaupt mitgekommen. Man konnte die Sache vielleicht eine nicht autorisierte Operation nennen, die außerhalb des Einflussbereichs des Rates lag.

Warum sollte sich ein Zauberer in eine Rebellion der geringeren magischen Gilden einmischen? Was konnte er dadurch gewinnen?

Zwanzig Minuten später kehrte Whitehead mit einem Schnellhefter in die Küche zurück. »Den habe ich zwischen dem Aktenschrank und der Wand gefunden.« Sie reichte ihn D'Orsay. »Er hat wahrscheinlich nicht gewusst, dass er dort steckte.«

D'Orsay blätterte den Inhalt des Schnellhefters durch – Briefe und Kopien von E-Mails an eine und

von einer Kanzlei in London bezüglich der Vormundschaft über einen Minderjährigen. Außerdem fand sich die Korrespondenz mit einer Privatschule in Schottland in dem Ordner; darin ging es um Unterbringung, Schulgeld und finanzielle Arrangements. Alles war mindestens zwei Jahre alt.

Der Name des Schülers war Joseph McCauley. D'Orsay runzelte die Stirn. Der Name weckte in ihm keine Erinnerung an einen der bekannten oder mutmaßlichen Bundesgenossen des Drachen. Er konnte ihn auch nicht mit einer der Weirfamilien in Verbindung bringen, obwohl es verlässlicher wäre, die Datenbanken zu überprüfen. Jahrhundertlang hatte akribische genealogische Arbeit es den Zaubererhäusern ermöglicht, Krieger zu finden, wenn sie welche brauchten. Jagd auf jene zu machen, die nichts von ihrer Gabe wussten. Computer machten die Prozedur nur effizienter.

Worin konnte die Verbindung zwischen diesem Jungen und dem Drachen bestehen? Vielleicht gab es gar keine, aber D'Orsays Instinkte sagten ihm, dass da etwas war. Welche Erklärung sollte es sonst für das Vorhandensein von so persönlichem Material im feindlichen Lager geben? Und warum regelte eine Kanzlei eine derartige Routinekorrespondenz? Doch nur, um eine Beziehung zu verbergen, die sich als Achillesferse erweisen konnte. D'Orsay lächelte. Das wäre zu schön, um wahr zu sein.

Die Sache war es wert, ein wenig genauer unter die Lupe genommen zu werden. Inzwischen kehrten die anderen in die Küche zurück. Er trank seinen Apfelwein aus und reichte Whitehead den Ordner.

»Suchen Sie diesen Jungen, Nora. Kontaktieren Sie

die Schule, die in den Briefen erwähnt wird, und finden Sie heraus, ob der Junge noch dort ist. Prüfen Sie, ob Sie von der Kanzlei erfahren können, wer sie beauftragt hat.« Er überlegte einen Moment lang und strich sich dabei übers Kinn. »Überprüfen Sie auch das Einwohnermeldeamt. Suchen Sie nach einer Geburtsbescheinigung, Taufpapieren, irgendetwas. Wenn Sie keine britischen Unterlagen finden, versuchen Sie es im Ausland. Stellen Sie fest, ob er in einer der Weirdatenbanken zu finden ist. Aber seien Sie diskret.«

Eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft verließen sie das Gebäude, nachdem sie einige Fallen für die unwahrscheinliche Möglichkeit aufgestellt hatten, dass der Drache zurückkehrte. Zumindest hatten sie den Drachen vielleicht für eine Weile in den Untergrund getrieben. Jede Verzögerung kam ihnen zugute. Bis er wieder im Geschäft war, könnte es zu spät für ihn sein.

Vielleicht konnten sie dann nämlich eine andere Karte ausspielen.

KAPITEL 1

Toronto

Die Augusthitze hatte bis tief in die Nacht angehalten. Donner grollte über dem Ontariosee und kündigte einen Platzregen an. Kurz nach zwei Uhr morgens betrat Seph die Lagerhalle und hatte das Gefühl, als sei er in einen urbanen Regenwald gestolpert. Er atmete den Geruch und die Hitze von Hunderten von Körpern in Bewegung ein und kniff die Augen zusammen wegen des Rauchs, der in dichten Schwaden im Raum hing.

Er erschien immer spät auf Partys.

Seph lächelte und nickte dem Türsteher zu. Der Mann sollte eigentlich Minderjährige abfangen, aber er erwiderte das Lächeln einfach und winkte Seph hinein. Der Zutritt war niemals ein Problem.

Dröhnende Musik schallte aus Hightech-Boxen, die mit Draht an den Deckenverstrebrungen befestigt waren. Schweiß tropfte auf die zerschrammten Holzdielen, während die Leute wie wild auf der Tanzfläche herumzappelten. Das Schwarzlicht ließ die Gesichter der Tänzer aufscheinen, doch die Ränder des Saals blieben im Dunkeln. In einer Ecke machte eine illegale Bar gute Geschäfte, und die üblichen Gäste waren bereits hinüber.

Seph und seine Freunde hielten immer rechts von der Bühne Hof. Carson und Maia, Drew, Harper und Cecile waren da – wohl schon den ganzen Abend, zu-

mindest kam es Seph so vor. Sie umlagerten ihn jetzt, überschäumend vor Aufregung und angefüllt mit einer Euphorie, wie sie nur durch stundenlange sensorische Überlastung entsteht. Seine Freunde waren älter als er, aber die Party ging immer erst so richtig los, wenn er auftauchte.

Alle fingen gleichzeitig an zu reden – irgendetwas über ein Mädchen.

Seph winkte ab. »Noch mal langsam, bitte.«

Harper sagte: »Sie heißt Alicia, ist gerade hergezogen und total cool.«

»Sie hat etwas an sich«, fügte Cecile hinzu. »Ich meine, so ähnlich wie die ...« Ihre Stimme verlor sich. »Sie kommt vielleicht noch vorbei – um dich kennenzulernen.«

Die kratzbürstige Maia war die Einzige, die unbeeindruckt wirkte. »Ich glaube nicht, dass sie auch nur im *Mindesten* so ist wie du.«

Maia war Ostasiatin. Sie hatte etwas Animehaftes an sich, mit ihrem stacheligen Haar und ihren skurrilen gesteppten Baumwollkleidern. Außerdem konnte sie in drei verschiedenen chinesischen Dialekten fluchen.

Seph sprach Maia direkt ins Ohr, damit sie ihn trotz der Musik verstehen konnte. »Also, du magst sie nicht?«

»Ich weiß nicht. Es ist ... nun ja, ich traue ihr nicht.« Maia schaute zu ihm auf und musterte ihn, als suche sie irgendwelche Anhaltspunkte, dann steckte sie die Hand in den perlenbesetzten Beutel, den sie über der Schulter trug. Sie holte ein Päckchen heraus, das in Seidenpapier gewickelt war. »Ich habe dir etwas gemacht.« Sie drückte es ihm in die Hand.

Seph hielt es zwischen den Fingern. Er bekam ständig Geschenke. »Wofür ist das? Du hättest nicht ...«

»Es ist ein Geburtstagsgeschenk. Mach es auf.«

»Mein Geburtstag war vor zwei Monaten.« Er lächelte und riss das Seidenpapier auf. Es war eine Kette mit einem goldenen keltischen Kreuz, in der Mitte eine alttümliche Rose mit flachen Blütenblättern; ein Entwurf in Maias charakteristischem zierlichem Stil. »Das kannst du mir nicht schenken. Da muss ja unglaublich viel Arbeit drinstecken.«

»Es war bloß ein Kunstprojekt für die Schule.« Sie nahm ihm die Kette ab, stellte sich auf die Zehenspitzen und legte sie ihm um den Hals. Dazu nahm sie sich mehr Zeit als absolut notwendig. »Ich dachte, sie würde dir gefallen.«

»Sie gefällt mir wirklich, sie ist wunderschön. Aber ...« Er suchte nach den richtigen Worten. Er wollte nichts anfangen, das ihre Freundschaft zerstören würde. »Ich meine, du bist eine coole Freundin, und ich will nicht ...«

»Nimm sie einfach, okay? Als ... als Freund. Keine Hintergedanken.«

Er konnte nicht ablehnen. »Nun, danke. Sie ist genial.« Er drückte sie vorsichtig. Nur mit den Armen und ohne allzu großen Körperkontakt, mit gesenkten Ellbogen, um ein wenig Abstand zu halten. Aber es half nichts. Sie drängte sich dicht an ihn, vergrub die Finger in seinen Locken und presste ihr Gesicht in sein Hemd, als wolle sie ihn einatmen. Seph tätschelte ihr den Rücken und besänftigte sie mit seiner Berührung. Er berührte sie mit einem Hauch von Macht, aber nicht zu viel.

»Da kommt sie!«, sagte Carson neben ihm aufgeregt.
»Das ist Alicia.«

Seph blickte auf und sah ein Mädchen über die volle Tanzfläche auf sie zukommen; Tänzer traten auseinander, um sie durchzulassen. Sie war klein, aber irgendwie üppig, wie eine exotische Tropenblume. Sie trug enge, schwarze Jeans und eine Spitzenbluse, die ihr von den Schultern rutschte. Ihre blauschwarzen Locken hatten purpurfarbene Strähnen und waren lose mit einem geblühten Schal zusammengebunden. Über der Schulter trug sie eine bunt gestreifte Tasche. Ihre Augen waren katzenengelb.

»Du musst der berühmte Seph McCauley sein.« Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß, als sei sie es gewohnt, enttäuscht zu werden, dann streckte sie ihm die Hand hin. »Ich bin Alicia.«

»Freut mich, dich kennenzulernen«, sagte er, ließ Maia los und nahm ihre Hand.

Und hatte unvermittelt das Gefühl, als hätte er in eine Steckdose gegriffen. Für einen langen Moment standen sie wie erstarrt da, während der Strom zwischen ihnen floss. Dann ließen sie beide die Hände sinken, traten einen Schritt zurück und starrten einander an. Sein Leben lang hatten Menschen auf seine Berührung reagiert. Jetzt wusste er, wie es war.

Sie erholte sich als Erste. »Na, na«, sagte sie, musterte ihn mit neuem Interesse und fuhr sich mit der Zunge über ihre rot geschminkten Lippen. »Du *bist* mächtig, nicht wahr?«

»Ich komme zurecht«, antwortete Seph, massierte seine kribbelnden Finger und kämpfte ein Aufwallen von Hoffnung nieder. Macht. Sie hatte ebenfalls Macht.

»Du ... du bist ... was hast du noch mal gesagt, wo du herkommst?«

»Von hier und da. Ich war gerade in den Staaten, aber ich musste weg.«

Er schnappte nach dem Köder. »Warum musstest du ...?«

»Ich habe mich zu Tode gelangweilt.« Sie blinzelte ihn an. »Wie alt bist du überhaupt?«

»Achtzehn«, sagte er, wobei er seinem wahren Alter automatisch zwei Jahre hinzufügte. »Hör mal, darf ich dir ... darf ich dir einen Drink spendieren?« Lahm. Das war lahm. »Vielleicht könnten wir irgendwo hingehen und reden?«

»Na ja.« Alicia musterte Seps Freunde, die sich in einem engen Kreis um sie herum drängten. Maia runzelte die Stirn, strich sich ihre Haarsträhne zurück, biss sich auf die Lippe und schaute zwischen Seph und Alicia hin und her.

»Du.« Alicia zeigte auf Carson. »Sei ein Schatz und hol uns etwas zu trinken. Wodka und Zitrone für mich.« Sie sah Seph fragend an.

»Ich trinke nicht ...«, setzte er an und hob die Hände.

»Und ein Soda für Seph, der nicht trinkt«, sagte sie kopfschüttelnd.

Seph sah zu Carson und verdrehte die Augen, aber der eilte bereits gehorsam davon.

»Hört mal, ich stoße später wieder zu euch.« Seph nahm Alicia am Ellbogen und erwartete halb ein weiteres Aufflammen von Macht, dann führte er sie zu einem Tisch an der Wand. Maia und die anderen blieben an der Bühne zurück. »Für wen hältst du dich, dass du meine Freunde herumkommandierst?«

»Und du tust das nicht?« Sie lachte leise. »Solltest du aber. Für wen hältst *du* dich?«

Ihm war nie eine gute Antwort auf diese Frage eingefallen.

Seph wählte einen Tisch in der Ecke zwischen den Lautsprechern, wo der Lärm nicht so gewaltig war, dass man sich kaum noch verstehen konnte. Carson brachte ihm die Drinks, zwinkerte Seph zu und verschwand wieder.

»Also, warum hängst du mit ihnen ab?«, fragte Alicia, griff über den Tisch und strich mit dem Finger über den Rand seines Glases.

»Mit wem?«

»Deinen Freunden. Den Anaweir. Ich meine, es muss dir doch langweilig werden, abgesehen davon, dass du das Leittier bist und alles.«

Er riskierte eine Frage. »Anaweir? Ich weiß nicht recht, ob ich ...«

»Die Unbegabten. Die Machtlosen. Noch weniger relevant für einen Zauberer als die Dienstbotengilden.«

Seph verkniff sich eine Antwort. Sie waren alle begabt, aber keiner von ihnen war ein Zauberer. Nicht einmal Mitglied der anderen magischen Weirgilden: der Hexer, Seher oder der seltenen Betörer und Krieger.

Zauberer waren anders als die anderen magischen Gilden, weil sie *Zaubersprüche* benötigten, Worte zum Formen der Magie. So viel hatte ihm Genevieve erzählt, seine Pflegemutter.

»Ich habe versucht, Kontakt herzustellen«, sagte er. »Es ist schwer, andere zu finden ... andere wie uns.« Da, er hatte es ausgesprochen. »Ich meine, ich würde gern mehr lernen, würde gern eine weitere ... Ausbildung er-

halten.« Womit er andeutete, dass er bereits eine gewisse Ausbildung erhalten hatte.

Alicia zog eine Augenbraue hoch. »Ausbildung erhält man über die Häuser. Welchem gehörst du an?«

»Angehören?«

»Dein Zaubererhaus.«

Er sah sie nur verblüfft an, dann konzentrierte er sich darauf, vorsichtig die Ärmel seines grob gewebten Baumwollhemds aufzukrempeln. Es schien heißer zu werden.

Alicia beugte sich vor und senkte die Stimme. »Hör mal, mir ist klar, dass man heutzutage gar nicht vorsichtig genug sein kann. Niemand weiß, welche Regeln gültig sind.« Sie schüttelte ihre Lockenmähne zurück. »Ich war in Raven's Ghyll, weißt du.«

»Wo?«

»Raven's Ghyll. Das Turnier, bei dem die Regeln geändert wurden. Ich meine, ich war mal mit Jack Swift zusammen. Ich werde den Gedanken nicht los, dass nichts von alledem geschehen wäre, wenn ich nicht mit ihm Schluss gemacht hätte.«

Sie wartete offenbar auf eine Reaktion, aber er starrte sie nur an und suchte nach einer Antwort, die seine Unwissenheit nicht verraten würde. Er kam sich dumm vor; daran war er nicht gewöhnt, und es gefiel ihm nicht.

Er griff nach seinem Glas. Das Soda rann ihm die Kehle hinunter und explodierte irgendwo unter seinem Brustbein. Ihm blieb die Luft weg, ihm wurde schwindlig. Was war los mit ihm? Er musste einen klaren Kopf behalten.

Er lächelte und sah ihr in die Augen, eine Tech-

nik, die in der Vergangenheit immer erfolgreich gewesen war. »Ich habe gehofft, dass wir zusammenarbeiten könnten. Du weißt schon – an einem Strang ziehen.« Für gewöhnlich brauchte er nur zu fragen.

Alicia musterte sein Gesicht, als wäre es ein Buch in einer fremden Sprache. Sie streckte die Hand aus und strich ihm mit dem Daumen übers Kinn, als sei sie fasziniert von seiner Knochenstruktur, dann drehte sie seinen Kopf ins Licht und schob ihm die Locken aus der Stirn. Ihre Berührungen waren wie winzige Explosionen auf seiner Haut.

»Weißt du, dass deine Augen ihre Farbe verändern? Grün, braun und blau.«

»Das sagen alle.« Seph rutschte unter ihrem prüfenden Blick unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her.

Anscheinend war sie zu einem Entschluss gelangt. »Schön. Ich werde dir sagen, welchem Haus ich angehöre. Ich würde mir die Mühe nicht machen, nur dass es so schwer ist, interessante Leute kennenzulernen, und du bist ... du weißt schon ... interessant.« Sie zog ihre Bluse aus der Hose und entblößte dabei einen verlockenden Streifen Haut und einen gepiercten Nabel. Dort, über dem Bund ihrer Jeans, war eine weiße Rose eintätowiert. »Okay.« Sie schob die Bluse wieder zurück, als erkläre das alles. »Jetzt du.« Sie sah ihn erwartungsvoll an. »Rote Rose oder weiße?«

»Ich weiß nicht, wovon du redest«, gab Seph zu und hatte das Gefühl, als würde er ein Spiel mit gezinkten Würfeln spielen.

Alicia wirkte verärgert. »Glaub mir, es ist mir egal, zu welchem Haus du gehörst. Ich überlasse die Politik dem Zaubererrat. Ich bin Händlerin. Ich verkaufe, was

die Leute kaufen wollen. Ich muss mit allen Geschäfte machen.«

»Hör mal, ich kann dir nichts sagen, weil ich nichts weiß.« Er leerte sein Glas und knallte es auf den Tisch. »Ich weiß, dass ich ein Zauberer bin. Ich weiß, dass ich Macht habe, aber ich weiß nicht, wie man sie benutzt. Ich weiß, dass es andere wie mich gibt, aber diejenigen, die ich aufspüren konnte, wissen nicht mehr als ich.«

Er ergriff ihre Hand. »Wie gesagt, ich brauche eine Ausbildung. Ich habe Fragen.« Er wusste, dass er zu viel verriet, dass es nicht schlau war, eine mächtige Fremde wissen zu lassen, wie verzweifelt er war.

Alicia versuchte erfolglos, die Hand zurückzuziehen, peinlich berührt von seiner Bedürftigkeit. »Was ist mit deiner Familie? Was ist mit deinem Weirbuch? Das zumindest sollte doch ein Anfang sein.«

Seph schluckte heftig. Er hatte das Gefühl, als würde sein Kopf gleich explodieren. »Ich habe keine Familie. Zumindest, soweit ich weiß. Ich habe kein Weirbuch, was immer das ist. Meine Pflegemutter hat mir wenig erzählt, und jetzt ist sie tot. Und die Umstände ... sie sind außer Kontrolle geraten. Wenn du Händlerin bist, dann such mir einen Lehrer. Such mir ein Weirbuch, wenn das notwendig ist. Ich habe jede Menge Geld. Ich zahle dir, was du verlangst.«

Alicia sah ihn über den Tisch hinweg an und begann zu lachen. »Ich kann's nicht glauben. Du bist eine Art magischer Jungfrau. Du solltest deinen Gesichtsausdruck sehen; wie ernst du bist.« Sie strich ihm mit den Knöcheln über die Wangenknochen. »Du bist entzückend, weißt du. Du hast ein Gesicht wie ein Gott. Ein wütender Gott. Und du bist so ... mächtig«, flüsterte sie.

Sephs Haut kribbelte und brannte. Etwas wie ein Hitzeausschlag stieg ihm vom Schlüsselbein hoch ins Gesicht. Seine Lippen waren taub, und seine Zunge fühlte sich dick an in seinem Mund. Er brachte kein Wort heraus. Irgendetwas Finsteres kräuselte sich unter seiner Haut und suchte nach einem Ventil. Er kam sich viel zu groß für seinen Körper vor, und ihm war, als könne sein Rückgrat bersten und seine äußere Hülle zu Boden gleiten, als wäre er eine Schlange, die ihre Haut abstreifte.

»Was ... was geht hier vor?«, murmelte er. Die Musik dröhnte in seinen Ohren, und das Licht der Scheinwerfer drang in ihre schummrige Ecke vor. Er riss einen Arm hoch und beschattete sich das Gesicht.

Sie tätschelte ihm die Hand. »Glaub mir, es ist etwas Großes. Von so etwas hast du noch nie gehört.«

Er packte ihre Hand fester und verströmte ziellos seine Macht.

»Was hast du mit mir gemacht? Ist es eine Art von Zauber oder ... oder ...«

Alicia wühlte in ihrer Tasche und angelte eine schillernde Glasflasche heraus, die mit einem Kristallstöpsel verschlossen war. »Entspann dich, ja? Man nennt es Zaubererfeuer. Auf der Straße heißt das Zeug ›Bewusstseinsbrenner«. Hexer stellen es für den Handel her. Nennen wir es einfach mein spezielles Einführungsangebot.«

Panik flatterte am Rande seines Bewusstseins. »Du hast mich unter Drogen gesetzt?«

»Es ist ein Beschleuniger für die Begabten. Es reißt alle Barrieren nieder und lässt die Macht fließen. Du wirst es lieben. Danach kommt dir das Alltagsleben wie ein Schwarz-Weiß-Film vor.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Du verstehst das nicht.

Ich kann meine Macht nicht mal kontrollieren, wenn ich *nüchtern* bin. Da passieren Sachen ...«

Sie lächelte über seine bestürzte Miene. »Keine Sorge, es legt sich nach etwa einer Stunde wieder. Hier, ich zeige dir noch etwas anderes.« Sie beugte sich vor und küsste ihn auf den Mund. Dann zuckte sie zurück und befingerte ihre versengten Lippen. »He!«

Seine Lippen waren nicht länger taub – sie brannten. Seine Haut brannte. Die Musik bestürmte ihn. Der Gestank der Menge verursachte ihm Übelkeit. Er konnte nicht mehr denken.

Alicia mühte sich, die Hand zurückzuziehen. »Du verbrennst mich! Lass los, ja?« Er gab sie frei, und sie fuhr taumelnd zurück und verschwand aus seinem Blickfeld. Trotzdem konnte er jede Person im Saal wahrnehmen, konnte hundert Gespräche gleichzeitig hören, als habe jemand seine gesamten Sinne mit Schmirgelpapier behandelt.

Er musste raus hier. Er machte sich auf in Richtung Tür, schlüpfte durch die Menge, wand und drehte sich, um niemanden zu berühren, und ließ verkohlte und rauchende Fußabdrücke hinter sich zurück. Er streifte einen Tisch, der prompt in Flammen aufging. Funken flogen von seinen Fingerspitzen und steckten Vorhänge rund um die Bühne ebenso in Brand wie die schalldämpfenden Matten an den Wänden. Überall im Raum entflamnte Brennbares, verdampfte, verschrumpelte zu Asche. Flammen leckten an den Wänden empor, und geschmolzenes Metall tropfte von der Decke. Die Musik spielte immer noch, und die Schwarzlichter tanzten, aber jetzt schrillte ein Rauchmelder, als sei das Ende der Welt gekommen.

»Alle raus!«, rief er. Seine Stimme hallte seltsam verstärkt durch den Saal. Gesichter drehten sich zu ihm, bleiche Punkte in der rötlichen Dunkelheit, während er dastand und Flammen versprühte wie ein römisches Licht. Seine Baumwollkleidung schwelte und rauchte. Menschen starrten ihn entsetzt an, dann rannten sie zum Ausgang, schrien und drängelten, um von ihm wegzukommen.

An der Vordertür sammelte sich die Menge wie ein wildes Tier in Panik, das versuchte, sich in einen schmalen Bau zu zwängen, während Glut von oben herabregnete. Zu viele Menschen verkeilten sich in der Öffnung, und es war kein Durchkommen mehr. Diejenigen, die nicht zerquetscht wurden, verbrannten.

Seph rannte auf die Wand der Lagerhalle zu, die Arme ausgestreckt, getrieben von roher Macht und dem festen Entschluss, nicht die Ursache einer weiteren Katastrophe zu werden. Flammen stiegen brüllend aus seinen Fingerspitzen, schossen durch das zerschmetterte Holz und hinterließen eine verkohlte und rauchende Öffnung, die roch wie die Holzfeuer im Winter und aussah wie eine Pforte der Hölle. Er starrte sie an, einen Moment lang benommen, dann rief er: »Hier durch! Los!«

Die Menge quoll durch die neu entstandene Tür. Er wurde vom Mob überrollt und vom Gedränge der Leiber mitgetragen.

Endlich war er draußen auf der Straße. Die Gewitter, die sich den Tag über aufgebaut hatten, brachen los, und er stand da, dampfend im strömenden Regen. Binnen Sekunden war er bis auf die Haut durchweicht. Menschen, die nicht geflohen waren, kauerten sich unter einen Überhang auf der anderen Straßenseite und be-

obachteten ihn argwöhnisch. Irgendwo in der Nähe ertönte eine Sirene.

Wo waren Carson, Maia und die anderen? Seph blinzelte sich das Wasser aus den Wimpern und ließ den Blick über die Menge schweifen, konnte aber seine Freunde nicht entdecken. Ebenso wenig Alicia, das Mädchen, das diese Kette von Ereignissen in Gang gesetzt hatte.

Er kämpfte sich zurück zum Eingang, einer menschlichen Flut entgegen.

»Maia!« Maia war klein und konnte gut und gern niedergetrampelt werden. Endlich drückte er sich gewaltsam durch die Öffnung und sah sich einer Wand aus Flammen und Rauch gegenüber. »Drew!«

Er umkreiste die Lagerhalle von außen und suchte verzweifelt einen Weg hinein, jedoch erfolglos. Wie konnte sie in dieser Sintflut niederbrennen? Funken sprühten zum Himmel auf, als das Dach einstürzte. Das Feuer brannte so heftig, dass er sich auf die andere Straßenseite zurückziehen musste.

Mit dem Rücken gegen ein Gebäude gedrückt, glitt er zu Boden und schlang die Arme um die Knie. Er packte Maias Kreuz und spürte das Gold unter seinen heißen Fingern weich werden, dann hielt er das Gesicht in den strömenden Regen und ließ sich von ihm die fiebrige Haut kühlen. Er wünschte, der Regen könnte die Erinnerung an das, was er getan hatte, wegwaschen.

Das Treffen fand im Torontoer Büro von Sloane, Houghton und Smythe statt. Als Seph eintraf, führte man ihn in eine opulente kleine Suite, gesäumt mit Bücherregalen aus Walnussholz; der Teppich war so dick, dass er

jedes Geräusch verschluckte. Denis Houghton, Sephs gesetzlicher Vormund, war wegen des Vorfalls eigens aus London angereist. Er wollte wahrscheinlich verhindern, dass Seph auch nur in die Nähe des Hauptbüros in London kam.

Seph hatte seinen Vormund bisher nur zwei- oder dreimal gesehen. Der Rechtsanwalt war ein hochgewachsener Mann mit ergrauendem Haar und einer Vorliebe für teure Uhren und verschnörkelte Ringe für den kleinen Finger. Seine maßgeschneiderten Anzüge konnten den Ansatz eines Bauchs nicht verstecken.

Manchmal fragte sich Seph, wie viele Anzüge und Ringe dem Anwalt seine Vormundschaft eingebracht hatte. Seine Pflegemutter, Genevieve LeClerk, war vor drei Jahren gestorben. Erst da hatte er erfahren, dass er einen gesetzlichen Vormund hatte, einen sehr großen Treuhandfonds und eine Schar von Anwälten, die sich um seine Finanzen kümmerten.

Sie hatte so viele Geheimnisse gewahrt. Während Genevieve ihn gelehrt hatte, wie man ein Omelett zubereitete, tapezierte und Wein für ihre Gäste in der Frühstückspension auswählte, hatte er auch seine geringen Kenntnisse der Magie sporadisch erworben, hatte sie aus ihr herausgequetscht wie widerspenstige Austern aus ihren Schalen.

Sie hatte als Hexerin den Zauberern und deren Skrupellosigkeit misstraut – völlig zu Recht angesichts ihres langen Dienstes für einen Zauberer in ihrer Heimat Frankreich. Die Narben an ihren Handgelenken erinnerten an die Handschellen, die sie getragen hatte. Sie hatte Seph mit grimmiger Hingabe geliebt, aber anscheinend gehofft, dass seine Zauberkraft verschwinden wür-

de, wenn man sie nicht zur Kenntnis nahm. Stattdessen hatte sie lange Ranken ausgeschickt, war über Zäune geklettert und unerwartet zwischen den Pflastersteinen hervorgebrochen.

Sephs Finger kribbeln, hatten die anderen Kinder in der Vorschule gesagt. Seine Lehrer hatten ihn in jenen Tagen geliebt, waren dem Jungen mit den dunklen Locken, der wechselnden Augenfarbe und dem süßen Lächeln verfallen. Das Klassenmeerschweinchen hatte seinen Bau unter seinem Pult gehabt, und nur Seph durfte es anfassen. Der Teich im Park gefror mitten im Juli, wenn Seph eislaufen wollte. Die Pause liebte er am meisten. Manchmal dauerte sie den ganzen Tag. Er brauchte nur nett zu fragen. Bis Genevieve es herausfand und für die Zukunft unterband.

Aber mit zunehmendem Alter wurde die Magie stärker und gefährlicher, schwerer zu kontrollieren. Seit Genevieves Tod war es schlimmer geworden. Er war das hässliche Entlein im Nest, unmöglich zu übersehen.

Houghton kam hinter seinem riesigen Walnusschreibtisch hervor und winkte Seph zu einem Tisch am Fenster hinüber. Es sollte also auf eine direkte Konfrontation von der emotionalen Art hinauslaufen.

Seph ließ sich in einen ledernen Armsessel fallen, und Houghton setzte sich in den Sessel gegenüber. Der Anwalt musterte Seph für einen Moment bekümmert, nahm seine Brille ab, polierte sie auf Hochglanz und setzte sie wieder auf. Dann stieß er einen gewaltigen Seufzer aus.

»Also. Dann ist jetzt so weit alles in Ordnung, ja?«

»Mir geht es gut«, sagte Seph und sah dem Anwalt direkt in die Augen – eine Herausforderung, weitere

Fragen zu stellen. Seph wollte nicht über die Lagerhalle reden. Er hatte Angst, die Beherrschung zu verlieren.

Houghton fuhr gnadenlos fort: »Dumm gelaufen. In der Tat, dumm gelaufen. Aber andererseits weiß man bei diesen Mitternachtspartys ja nie. Sie sind vollkommen unbeaufsichtigt. Ziehen oft die falschen Typen an.«

»Ja.« Ein-Wort-Antworten waren am sichersten.

»Wie man hört, gab es Drogen, Alkohol und so weiter.« Houghton hielt inne und zog fragend eine Augenbraue hoch, aber Seph schaute aus dem Fenster und zwang sich, tief und langsam durchzuatmen.

»Genau«, sagte Houghton enttäuscht. »Nun ja, wie dem auch sei, wir haben es geschafft, dass diese ungeheuerlichen Anklagen fallen gelassen wurden.«

»Gut.«

»Ich meine, also wirklich. Flammen, die du aus den Fingerspitzen geschleudert hast wie eine Gestalt in einem Comic? Blödsinn. Aber Menschen werden hysterisch, weißt du.«

»Ja.«

»Natürlich trägt auch die Universität eine gewisse Verantwortung. Alle Sommercampstudenten müssen um zehn Uhr in den Schlafsälen sein, so steht es in der Broschüre. Und dennoch warst du dort. Du bist sechzehn Jahre alt und bist um vier Uhr morgens durch die Straßen von Toronto gelaufen.«

Schließlich fühlte Seph sich dazu gedrängt, doch etwas zu sagen. »Ich bin nicht durch die Straßen gelaufen. Ich war auf einer Party. Ich bin auf vielen Partys gewesen, und es ist nie etwas ...«

»Dann sind sie doppelt verantwortlich. Sie wussten oder hätten wissen sollen, dass ...«

Seph beugte sich vor. »Sie wissen, dass ich in Clubs gehe. Sie haben die Rechnungen bezahlt.«

Houghton räusperte sich lautstark. Seph erwartete halb, dass er sich den Finger ins Ohr stecken würde. »Nun denn. Also. Ich denke, wir sind dann wohl einer Meinung, dass deine Idee, den Sommer an der Universität von Toronto zu verbringen, eine ... eine Katastrophe gewesen ist.«

»Toronto ist nicht das Problem«, erwiderte Seph. »Toronto ist toll. Ich ...«

»Nein.« Houghton spielte nervös mit einem Papierbeschwerer herum. Auf seiner Stirn glänzte Schweiß. »Nicht mehr. Die Metropolitan Police hat meine Zusage verlangt, dass du die Stadt so bald wie möglich verlässt.«

Seph hatte das Gefühl, als lege sich ein gewaltiges Gewicht auf seine Schultern. »Sie hatten doch gesagt, die Anklage sei fallen gelassen worden.«

»Es gab eine Anzahl von Zeugen, die dich mit dem Feuer in Verbindung gebracht haben.«

Seph umklammerte die Armlehnen des Stuhls. »Wirklich? Und was denken Sie?«

Houghton tupfte sich die Stirn mit einem schneeweißen Taschentuch ab. »Was sollte ich denken? Du scheinst eine Vorliebe für Brennstoffe zu haben. Da war dieser Zwischenfall in der Schweiz, die Feuer und Explosionen auf dem Kapellendach, die ... äh ... Zerstörung des Glockenturms.«

»Ich war mit einer ... einer Freundin da oben. Ich bin nicht dort hinaufgegangen, um ein Loch in den Glockenturm zu sprengen.« Marie wollte die Sterne sehen, dachte Seph. Nachdem sie sich geküsst hatten, hatte das Feuerwerk begonnen.

»Und dieser Junge in St. Andrew's. Dieser Henri Armand. Er wurde von einem Schwarm Raben angegriffen, nicht wahr?«

Seph zuckte die Achseln. Für Henri spürte er nicht das geringste Bedauern. Armand war ein älterer Internatsschüler aus Marseille gewesen, angeblich der uneheliche Sohn des Oberhaupts einer französischen Verbrecherfamilie. Er war außerdem ein begabter Straßenkämpfer, ein Talent, das unter Privatschülern ungewöhnlich war.

Armand hatte Marie als sein persönliches Eigentum betrachtet, wie seinen protzigen Goldschmuck und seinen italienischen Sportwagen. Als er von dem Zwischenfall auf dem Kapellendach gehört hatte, hatte er Seph in eine entlegene Ecke des Campus gelockt und ihm in den Bauch geschlagen, so dass man die Prellungen nicht sehen würde.

Dann waren die Raben gekommen.

»Diese Vögel haben die Kleider des Jungen in Fetzen gerissen«, beharrte Houghton.

Armand hatte solche Angst gehabt, dass er sich in die Hose gemacht hatte. Anschließend hatten sich mehrere der riesigen, schwarzen Vögel sanft auf Sephs Arme und Schultern gesetzt und den nackten Armand mit ihren glänzenden schwarzen Augen beobachtet. Was zählte da schon, dass Seph genauso viel Angst vor den Vögeln gehabt hatte wie Armand!

Nun, vielleicht nicht ganz so viel.

Seph sah Houghton an und zog eine Augenbraue hoch. Ein Appell an seine Logik war für gewöhnlich sehr wirksam. »Sie wollen also behaupten, ich hätte einen Schwarm Raben auf Henri gehetzt?«

Houghton lächelte ein gepresstes kleines Lächeln. »Ich behaupte, dass du in den vergangenen drei Jahren von vier Schulen verwiesen worden bist. Uns gehen langsam die Möglichkeiten aus.«

»Aber ich gehe auf die UTS. Es ist alles geregelt.«

»Das ist nicht mehr möglich.«

»Wie ist es dann mit St. Michael's?«

»Nein.«

Seph erkannte, was er zu tun hatte. Er musste in Toronto bleiben. Er musste diese Alicia finden und einige Antworten verlangen. Sie war die einzige Spur, die er hatte.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als zu betteln. »Bitte! Lassen Sie mich weiter hier auf eine Schule gehen. Es muss doch eine Institution geben, die mich aufnimmt. Ich schwöre, ich werde mich nicht in Schwierigkeiten bringen.« Er streckte Houghton die Hand entgegen. Wenn er nur eine Berührung herstellen könnte ...

Houghton hob die Hände und lehnte sich zurück, wie um Seph abzuwehren. »Das geht nicht. Nicht diesmal. Uns sind die Hände gebunden. Die Polizei hat ihren Standpunkt ziemlich klargemacht.«

»Lassen Sie mich mit ihnen reden!«

»Du lässt die Sache besser auf sich beruhen. Gott sei Dank haben sie das Interesse an dir verloren. Es wird Zeit, dass du lernst, dass du dich nicht aus jeder Situation herausreden kannst.«

»Das weiß ich bereits.«

»Außerdem ist alles arrangiert.«

»Was ist arrangiert?«

»Deine neue Schule.«

»Wo?«

»Maine.«

»*Maine?*«

»Den Fotos nach zu urteilen scheint es dort recht schön zu sein. Liegt direkt am Meer.« Houghton hielt Seph eine Broschüre unter die Nase. »Zu unserem Glück ist das gleich nach der Geschichte mit der Lagerhalle mit der Post gekommen.«

Seph nahm die Broschüre widerstrebend entgegen.
»Ich hasse das Meer.«

»Vielleicht wirst du es lieben lernen.«

Auf dem Deckblatt war ein Segelboot zu sehen. Er überflog den Text und schüttelte den Kopf. »Eine *Jungenschule?*«

Houghton zuckte die Achseln. »Bettler können nicht wählerisch sein. Und vielleicht wird die Abwesenheit junger Damen dir helfen, dich zu ... konzentrieren.«

»Sie haben mich nie gefragt, was *ich* will.« Seph kratzte mit der Spitze seiner Schuhe über den handgeknüpften Teppich.

»Wie gesagt. Wir hatten in unserer Lage nicht mehr viele Möglichkeiten.«

»Gibt es überhaupt eine Stadt in Maine?«

»Ja, ich glaube schon. Portland heißt sie, denke ich.« Er runzelte die Stirn und rieb sich das Kinn. »Oder liegt das in Hampshire? Nun, egal«, sagte er energisch. »Du wirst sofort abreisen. Das Schuljahr hat bereits begonnen.«

Seph zog die Schultern hoch und schob die Broschüre in seine Tasche. Normalerweise hätte er weiter diskutiert. Aber gerade in diesem Moment hatte er das Gefühl, dass er es vielleicht verdiente, nach Maine zu gehen. Oder an irgendeinen anderen Ort, wo es wenig Menschen gab.

Houghton blickte auf seine Armbanduhr, erleichtert, dass Seph sich nicht heftiger zur Wehr gesetzt hatte. »Also. Hast du irgendwelche Fragen?«

»Ja. Wer waren meine Eltern?«

Houghton seufzte. »Nicht das schon wieder. Du hast die Dokumente gesehen. Die Fotos. Ich weiß nicht, was du sonst noch ...«

»Ich weiß, dass es Fälschungen sind. Ich habe es überprüft. Ich bin online gewesen. Es ist alles erfunden.«

Houghton stand auf, machte sich an seinen Manschetten zu schaffen, strich die Falten in seinen Hosens glatt und legte ein wenig mehr Abstand zwischen sich und seinen Mandanten. »Ich weiß, dass die letzten drei Jahre anstrengend waren. Es ist schwierig, wenn man in einem so jungen Alter seine Eltern verliert. Und wahrscheinlich sind durch den Tod deiner Pflegemutter deine Gefühle des Verlassenseins wieder hochgekommen ...«

Seph stand auf, und Houghton trat hastig einen Schritt zurück. »Sie sind Rechtsanwalt. Niemand bittet Sie, sich als Psychiater zu betätigen.« Macht prickelte in seinen Händen und Armen, und er bemühte sich, seinen Ärger zu unterdrücken. *Es spielt keine Rolle*, sagte er sich. *Das ist es nicht wert*.

»Und jetzt dieses ... Ereignis in der Lagerhalle. Es ist tragisch. Dieses junge Mädchen, wie war noch gleich ihr Name?«

»Maia.«

»Du hast sie gekannt?«

»Ja.« Er war wieder bei Ein-Wort-Antworten angelangt.

»Nun, am besten redest du nicht zu viel darüber. Es

könnte die Dinge unnötig verkomplizieren, wo sich doch gerade alles ein wenig beruhigt.« Houghton zögerte, dann legte er vorsichtig einen Arm um Sephs Schultern. Er roch nach teurem Tabak, Wolle und Rasierwasser. Seph widerstand dem Drang zurückzuzucken.

»Vielleicht brauchst du genau das, Joseph. Geh nach Maine. Konzentriere dich auf deine Studien. Halte eine Weile lang Abstand zu alledem.« Die Stimme des Anwalts war nicht unfreundlich. »Dir ist es gelungen, ohne Eintrag ins polizeiliche Führungszeugnis davonzukommen. Deine Zensuren sind gut. Versuch, einen richtig guten Abschluss in The Havens hinzulegen. Dann können wir anfangen, über die Universität zu reden. Vielleicht kannst du sogar nach Toronto zurückkommen.«

Noch zwei Jahre, dachte Seph. Noch zwei Jahre, und ich verfüge über den Treuhandfonds und kann Sloane, Houghton und Smythe kündigen. Noch zwei Jahre, und ich werde die Zeit und das Geld haben herauszufinden, wer ich wirklich bin.

Zwei Jahre klangen nach einer Ewigkeit.

KAPITEL 2

The Havens

Seph presste das Gesicht gegen das kühle Glas des Flugzeugfensters und sah die zerklüftete Küste von New England unter sich vorbeigleiten. Aus dieser Höhe wirkte der Atlantik wie ein sanfter See von einem tiefen Graugrün, gesäumt von einer zarten Spitze, wo er sich an den Ufern brach.

Die Musik, die in seinen Kopfhörern hämmerte, reichte nicht aus, um seinen rastlosen Geist zu beschäftigen.

Er schob die Hand unter sein Sweatshirt und zog das halb geschmolzene Kreuz hervor, das Maia für ihn gemacht hatte. Überraschend altmodisch für einen Freigeist wie sie. Wenn er die Augen schloss, konnte er noch immer die klebrige Intensität ihrer Umarmung spüren.

Seph hielt sich nicht für besonders attraktiv. Er verstand genügend von Kunst, um zu begreifen, dass er keinem klassischen Schönheitsideal entsprach. Sein Gesicht sah aus wie etwas, in das er noch hineinwachsen musste: Hervorspringende Knochen und scharfe Züge. Das Haar fiel in losen Locken herab, wenn er es nicht mit Gel bändigte. Erst vor Kurzem hatte er einen Wachstumsschub gehabt, und er fühlte sich immer noch linkisch und nicht richtig zusammengesetzt. Aber die Mädchen fanden trotzdem Vorwände, ihn zu berühren, mit seinem Haar zu spielen. Maia hatte immer von sei-

nen Augen gesprochen: wie sie die Farbe im Licht veränderten – braun und dann grün oder gold.

Und jetzt war sie tot. Seinetwegen.

Er starrte auf seine Hände hinab. Mörderhände, obwohl sie nach normaler Haut und Knochen aussahen. Er war ... ein pathologischer Fall. War es nur ein Mangel an Wissen, oder war es eine Art tragischer Schwäche?

Er presste die Faust auf die Brust und stellte sich vor, dass er das Gewicht darin spüren konnte. »*Tu as un cristal sous votre coeur*«, hatte Genevieve gesagt. *Du hast einen Kristall unterm Herzen*. Eine Quelle der Macht, die sich von Gilde zu Gilde unterscheidet. Für Hexer, Betörer, Krieger und Seher liegt der Gebrauch von Macht mehr oder weniger fest in ihrer Natur verankert.

Aber Zauberer brauchten eine Ausbildung, um ihre Macht anwenden und kontrollieren zu können. Genevieve hatte ihm das gesagt, nachdem magische Unfälle geschehen waren. Damit er sich nicht für besessen hielt, wie die Jesuiten es behauptet hatten, als er noch klein gewesen war.

Aber sie hatte ihm nicht die Wahrheit über seine Eltern gesagt. Und deswegen kam er sich verraten vor.

Er brauchte einen Lehrer. Wenn er nicht lernte, seine Gabe zu kontrollieren, war es besser, sie gar nicht zu haben. Konnte der Stein entfernt werden wie eine kranke Gallenblase?

Zumindest hatte Genevieve nicht mit der Lagerhalle zurande kommen müssen. Sie wäre in die Kirche gegangen, hätte eine Kerze angezündet und für ihn gebetet. Sie hätte ihm gesagt, dass er in Gottes Augen perfekt sei, obwohl Seph keine Ahnung hatte, woher sie das wissen konnte.

Seph merkte an seinen Ohren, dass sie in den Sinkflug übergegangen waren. Das Flugzeug war ein Sechszehnsitzer mit nur sechs anderen Passagieren – Jägern und Touristen, so, wie sie aussahen. Seph gefiel die Intensität kleiner Flugzeuge. Vielleicht würde er ein Flugzeug kaufen. Immerhin war er jetzt alt genug für Flugstunden. Er lächelte bei dem Gedanken, sein erstes Lächeln an diesem Tag, und nahm seine Kopfhörer ab.

Das Flugzeug kippte ab und flog einen Bogen. Der Boden schoss auf sie zu, und sie holperten über die grasbewachsene Landebahn. Bevor sie ausgerollt waren, war Seph auf den Beinen und zog seine Tasche aus dem Gepäckfach über dem Sitz.

Er schloss die Augen und konzentrierte sich, wie Genevieve es ihn gelehrt hatte. *Du kannst das tun. Du hast es schon früher getan. Du bist gut darin, Menschen kennenzulernen.* Nur war diese neue Schule klein, laut Broschüre gab es nur ungefähr hundert Schüler. Er war an kleinen Schulen nie gut zurechtgekommen. Er schlug zu viele Wellen, um in einem kleinen Teich zu überleben.

Irgendwie musste er einen Weg finden, hier Erfolg zu haben. Zwei Jahre, und er konnte in die Stadt zurückkehren und untertauchen.

Auf dem Flugplatz gab es sogar ein Dienstgebäude. Es bestand aus verbeultem Wellblech. Fedriges Gras wuchs auf dem Asphalt des Parkplatzes.

Ein Mann wartete neben dem Drahtzaun, der die Landebahn umgab. Er war groß – mindestens fünfzehn Zentimeter größer als Seph – und vollkommen kahl. Ob von Natur aus oder ob er sich den Kopf rasierte, konnte Seph nicht erkennen. Trotz des kühlen Wetters trug

er ein weißes, kurzärmeliges Golfhemd, unter dem sich seine muskulösen Arme zeigten. Er sah wie ungefähr fünfzig aus, aber bei kahlen Männern war das schwer zu beurteilen.

Seph wartete, bis die Mannschaft das Gepäck ausgeladen hatte, dann zog er seine andere Tasche von dem Karren und schwang sie sich über die Schulter. Als er auf das Tor zuing, trat der Mann vor und grüßte ihn.

»Sie müssen Joseph McCauley sein«, sagte er in einem vornehmen britischen Akzent. »Ich bin Dr. Gregory Leicester, Direktor von The Havens.«

Aus der Nähe waren die Augen des Direktors von einem seltsam matten Grau, wie ein doppeltes Kugellager. Das Fehlen der Haare und die Tatsache, dass seine Lippen die gleiche Farbe hatten wie der Rest seines Gesichtes, verliehen ihm eine seltsame Roboterhaftigkeit.

Erleichtert, dass der Direktor ihm nicht die Hand hinhielt, beschwor Seph ein Lächeln herauf und sagte: »Freut mich, Sie kennenzulernen, Sir.« Sie haben offensichtlich nicht viel Personal, dachte er, wenn einen der Direktor am Flugplatz abholt.

»Ist das alles, was Sie haben?«, fragte Dr. Leicester und deutete mit dem Kopf auf das Gepäck.

»Das ist alles. Ich habe einige Bücher vorausgeschickt, außerdem meinen Computer.« Seph reiste mit leichtem Gepäck, was bequem war, wenn man so häufig von einem Ort zum anderen zog wie er.

Von dem halben Dutzend Wagen, die sich auf dem Parkplatz drängten, führte Dr. Leicester Seph zu einem weißen Van, auf dessen Tür die Worte THE HAVENS standen und ein Segelboot in Gold aufgeprägt war. Der Van war nicht abgeschlossen. Der Direktor nahm Sephs

Taschen und warf sie mühelos auf die Rückbank. Er bedeutete Seph, auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen, und stieg selbst auf der Fahrerseite ein.

»Die Fahrt zur Schule wird etwa eine Stunde dauern«, erklärte Leicester. »Das verschafft uns die Gelegenheit, einander kennenzulernen.«

Sie fuhren vom Parkplatz herunter und bogen auf einen zweispurigen Highway ein. Von den Karten wusste Seph, dass sich südlich vom Flugplatz eine kleine Stadt befand. Aber zu ihrem Ziel waren es ungefähr fünfzig Meilen nach Norden, und dazwischen gab es nicht viel. Warum hatte jemand eine Privatschule an einem so entlegenen Ort errichtet? Eine Jagdhütte oder ein Gefängnis konnte er sich dort besser vorstellen.

»Kommen Sie direkt von St. Andrew's, oder haben Sie ein wenig Zeit zuhause verbracht?«, fragte Leicester, ohne den Blick von der Straße zu nehmen.

»Ich komme aus Toronto. Ich war den ganzen Sommer dort in einem Camp«, antwortete Seph. Sein Kopf schmerzte, als würden sich Metallbänder um seine Stirn spannen, ihm war schwindelig, und er fühlte sich orientierungslos. Vielleicht die Nachwirkungen des Fluges, obwohl ihm das Fliegen normalerweise nichts ausmachte.

Sie fuhren an zwei Tankstellen und ein paar Häusern vorbei und dann durch einen dichten Wald aus Kiefern und Espen. Seph kurbelte das Fenster herunter in der Hoffnung, die frische Luft würde ihn beleben, und wurde von dem scharfen Duft nach Nadelhölzern belohnt.

»Dann hatten Sie einen langen Tag«, brach Dr. Leicester in seinen Tagtraum ein. »Ich hoffe, Sie konnten im Flugzeug schlafen.«

»Ja. Ein wenig.«

»Woher kommen Sie ursprünglich?«

»Geboren bin ich in den Staaten, aber ich bin in Toronto aufgewachsen.«

»Leben Ihre Eltern immer noch in Toronto?«

»Meine Eltern sind tot.« Seph blickte stur nach vorn.

»Aha. Nun gut. Wir haben mit Ihrem Vormund korrespondiert, Mr. Houghton. Ich nehme an, Sie haben Verwandte in England?«

»Mr. Houghton ist nur ein Rechtsanwalt. Ich weiß nicht viel über meine Familie.« *Genaugenommen gar nichts.*

Was man ihm über seine Eltern erzählt hatte, war schwach und farblos, wie die Umrisszeichnung einer Geschichte, ohne Fleisch und Knochen. Seine Mutter war Flugbegleiterin mit Wohnsitz in Toronto gewesen; sein Vater ein Software-Unternehmer. Sie waren bei einem Brand in ihrem Haus in einem kalifornischen Canyon ums Leben gekommen, als Seph ein Jahr alt gewesen war. Genevieve LeClerk war die Vermittlerin seiner Kindermädchen gewesen und später seine Pflegemutter geworden. Diese Geschichte hatte man ihm immer wieder erzählt, seit er sehr klein gewesen war.

Und jetzt wusste er, dass sie eine Lüge war.

»Ich glaube, es wird Ihnen hier gefallen, Joseph, sobald Sie sich eingelebt haben«, sagte Leicester. »Ich weiß, dass Sie mehrmals die Schule gewechselt haben. Häufig geraten talentierte Schüler in Schwierigkeiten, wenn ihre Bedürfnisse nicht gestillt werden. Hier in The Havens verlieren wir selten einen Schüler. Tatsächlich integrieren wir hochbegabte Schüler in unsere Spezialprogramme. Wir halten viel davon, den Lehrplan am Schüler auszurichten.«

»Ich verstehe«, antwortete Seph. »Das klingt nach einer guten Herangehensweise.«

Er konnte nichts dagegen tun, dass die Aussicht ihn ablenkte. Er war ein Stadtmensch. Während der letzten halben Stunde hatte er zu beiden Seiten des schmalen Asphaltbandes nichts außer Bäumen gesehen. Nicht einmal einen anderen Wagen. »Die Schule scheint ... ähm ... ziemlich abgelegen zu sein.«

»Sie können meilenweit wandern, ohne das Grundstück zu verlassen«, sagte Leicester, als sei das ein Pluspunkt.

Inzwischen gab es auch kaum noch Nebenstraßen, sondern stattdessen unbefestigte Wege, die zu irgendwelchen Stränden führten. Schließlich erreichten sie nach einem langen weglosen Waldabschnitt einen Abzweig, an dem ein Schild mit der Aufschrift: THE HAVENS und PRIVATBESITZ stand.

Links und rechts davon erstreckte sich eine hohe, steinerne Mauer entlang der Straße in beide Richtungen, so weit das Auge reichte. Zweifellos, um die Bäume an der Flucht zu hindern. Er blinzelte und rieb sich die Augen. Die Mauer hatte etwas Fleckiges und Verschwommenes, als sei sie mit Ranken aus Nebel bedeckt.

Vielleicht bekam er einen Migräneanfall.

Sie bogen nach rechts, durch ein hohes, schmiedeeisernes Tor, das sie auf eine geölte Schotterpiste führte.

Am Wegrand standen die Bäume so nah, dass Seph sie mit ausgestreckter Hand hätte berühren können. Ihre gewölbten Laubdächer trafen sich über ihnen und ließen nur einzelne Lichtstrahlen durch, die den Boden kaum berührten. Der Geruch von halb vermodertem Laub hing schwer in der Luft. Sie fuhren durch dichten



Cinda Williams Chima

Das Vermächtnis der Zauberer

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-26971-6

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2015

Nie waren Realität und Magie so nah beieinander!

Die letzten drei Jahre waren für den 16-jährigen Seph McCauley alles andere als ein Kinderspiel, er wurde von einer Privatschule nach der anderen verwiesen. Dafür kann er jedoch nichts: Seph hat magische Fähigkeiten, die er leider nie richtig zu beherrschen gelernt hat. So stolpert er von einer Katastrophe in die nächste. Nachdem er auf einer Party aus Versehen einen Brand auslöst, wird Seph schließlich auf ein abgeschottetes Jungeninternat geschickt. Gregory Leicester, der Direktor der Schule, will ihn höchstpersönlich in Magie unterrichten. Doch schon bald ahnt Seph, dass dieser nichts Gutes im Schilde führt ...